



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Deutungen B. von Wieses und Otto Manns

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

ohne Tugend ist wie Verstand ohne Vernunft. Die Richtung auf Gott und der Genuß Gottes ist Tugend, nicht unsre ganze Bestimmung, aber unsre höchste. — Ein Mensch hat so viel Wert, als Dasein, d. h. als Leben, Kraft und Gott in ihm ist. Hat er aber auch viel Kraft und Leben, sind diese aber im Streite mit dem Gott in ihm, so wird er immer ein häßlicher Mensch, ein verächtlicher Dichter, und sein Urteil schief sein. — Dieser Maßstab gilt auch für einzelne menschliche Werke; also ein Gedicht z. B. hat so viel Wert, als menschliche Lebenskraft darin ist. Dazu gehört aber auch die Richtung aller Teile auf das höchste Ziel; und was anders ist Sittlichkeit?“

Dies Bekenntnis scheint das Werk einer starken Geistesanspannung zu sein. Schlegel bricht es ab mit den Worten: „Ich habe kaum angefangen, bin aber schon müde.“ Ganz in letzte Tiefe zu dringen, bietet Schlegel eine Schau auf, die den Seher selbst unter der Last seiner Offenbarungen zusammenbrechen läßt. Will er den Bruder, den „Propheten“, mit dessen eigenen Waffen überwinden?

Es liegt nahe, schon wegen solcher Haltung des Bekenntnisses es weit von Kant abzurücken, obwohl es von einer der Kategoriendreiheiten Kants ausgeht. Bleibt überhaupt noch Gemeinsames bestehen zwischen den Begriffen Vielheit, Einheit, Allheit und den Begriffen Leben, Kraft, Gott? Ist nicht Erkenntnistheoretisches eigensinnig und gegen Kants Absicht ins Sittliche hinübergespielt?

Jüngste Erforscher Schlegels haben auch diese Briefstelle verwertet. Wiese führt sie (S. 16) an, wenn er zeigen will, daß für den jungen Schlegel nicht der Wert des Kunstwerks, sondern der Wert seines Schöpfers entscheide. Er beruft sich auf den Satz: „...ich gebe ja kein Gesetz, daß die Dichter ihre Werke sittlich machen sollen. Sie müssen selbst gut und edel sein.“ Er steht in dem wenig ältern Brief vom 29. September. Folgert Wiese nicht zu viel aus dem Satz? Das ist doch nur ein Bekenntnis zu Schillers Ansicht. Im Hintergrund der ganzen Auseinandersetzung mit dem Bruder steht Schillers Angriff auf Bürger. Besäßen wir die Briefe Wilhelms an Friedrich Schlegel, dann enthüllte sich noch viel klarer, wie sehr es den ältern Bruder bedrücken mußte, nicht nur Worte der Anerkennung lesen zu können, wenn der jüngere sich über Schiller äußerte, vielmehr in dem Bruder einen Gesinnungsgenossen Schillers zu entdecken. Was von Friedrich verteidigt wird, ist ja eine Stellung zum Künstler und zum Kunstwerk, die sich mindestens ähnlich auch bei Schiller findet, bei demselben Schiller, der von diesem Blickpunkt aus sein Urteil über den geliebten Freund und Lehrer Wilhelms, über Bürger, erbarmungslos gefällt

hatte. Ohne Schiller zu nennen, aber sicherlich überzeugt, daß Wilhelm des Zusammenhangs mit Schiller sich bewußt sein werde, schrieb Friedrich den Satz hin. Um so mehr wurde dieser Satz ein Anlaß für Wilhelm, ein Betrachten des Dichtwerks zu befehlen, wie er es bei seinem Bruder fand.

Gehaltsästhetik drückt sich gewiß in dem Satz aus. Ich deute nur auf Platon, Plotin und Shaftesbury hin, meine auch, daß dies hier genügt. Gleiche Gehaltsästhetik bekätigt sich in Schillers drei großen Abhandlungen. Der Brief vom 13. Oktober trifft, wenn nicht mit dem abschließenden Urteil Schillers, so doch mit dem Urteil einer frühern Entwicklungsstufe Schillers überein, indem er sagt: „Die Seele meiner Lehre ist, daß die Menschheit das Höchste ist, und die Kunst nur um ihrentwillen vorhanden sei.“ Ganz im Sinn meiner Auffassung fügt Schlegel den Satz an: „Nicht sowohl Schiller, als Bürger achtet die Kunst höher, wie die Natur.“

Und so kann ich auch nicht zustimmen, wenn Wiese behauptet, auf dem Wege dieser Briefstellen ergebe sich eine neue Betrachtungsweise der Kritik: „Der Wert der Objektivationen läßt sich nicht mehr von allgemeingültigen Gesetzen aus für jedermann feststellen.“ Ist das zu Beginn der neunziger Jahre noch eine neue Betrachtungsweise? Längst hatte sich auf der ganzen Linie solche (eine wesentlich plotinische) Betrachtungsweise durchgesetzt.

In diesem Zusammenhang führt Wiese auch die Worte an, ein Mensch habe so viel Wert, als Dasein, d. h. als Leben, Kraft und Gott in ihm ist. Sie haben natürlich mit den Fragen, die sich für Wiese hier anknüpfen, unmittelbar gar nichts zu tun. Sie bezeugen bestenfalls, was für Schlegel den Wert eines Menschen ausmacht, nicht aber, wie sich Schlegel das Wertverhältnis von Dichter und Dichtwerk denkt. Die Frage nach diesem Wertverhältnis ist in der Auseinandersetzung mit Wilhelm nicht Mittelpunkt, nur ein Zweites oder Drittes, das in Betracht kommen mußte, weil — wie ich zeigte — Schillers Urteil über Bürger Ausgangsstelle der ganzen Auseinandersetzung war. Nicht ob Schiller recht hatte, nur ob eine Welt- und Kunstanschauung gelten darf, wie sie von Schiller, aber auch schon von Kant vertreten wird, stand in Frage.

Von anderer Seite als Wiese tritt Otto Mann an die Briefstelle heran und gibt sie (S. 33 f.) fast im ganzen Wortlaut wieder. Ihm handelt es sich um den Weg der „charakterisierenden Erkenntnis“ Schlegels. Wie erfaßt Schlegel eine Persönlichkeit? Und wie deutet er sie? Mann stellt die Entwicklungsstufe des jungen Schlegel fest,

auf der „das Bedürfnis der Ich-Welteinheit“ „das Ich in die Welt-ganzheit und, da diese philosophisch deduzierbar, in die Spekulation hineinweist“. Dem Augenblick, in dem dieser Wille noch als isolierte Philosophie, als Ideal erscheine, an dem das Phänomen sich rechtefertigen muß, weist Mann die Briefstelle zu. Während Schlegel von Schillers Deduktionen des ästhetischen Menschen ausgehe und aus ihnen die Einzelgestalt ableite, die Ich-Welteinheit begründe, stehe er doch auch unter dem Einfluß Karolines, die ihn zur liebenden Welthingabe erwecke. Dann folgt wie ein Beleg die Briefstelle.

Ich lasse die Frage offen, wieweit ein Einfluß Karolines gerade an dieser Stelle tatsächlich nachweisbar ist. Darf sie wirklich als Zeugnis für liebende Welthingabe gefaßt werden? Um so wichtiger ist mir, daß auch Mann den Zusammenhang mit Schiller anerkennt. Das kündigt sich an, wenn Mann kurz vorher (S. 27) von Schillers Versuch spricht, mit Kants Kategorien den ästhetischen Menschen zu deduzieren. Schlegel, Schillers und Kants Schüler, zugleich Schüler Herders, begründe dann eine neue Form der Charakteristik.

Es mag sehr pedantisch wirken, wenn ich (im Dienst rechter Deutung der Briefstelle) bemerke, daß sie natürlich nicht auf Schillers Versuch beruhen kann, den ästhetischen Menschen mit Kants Kategorien zu deduzieren. Von diesem Versuch konnte Schlegel noch nichts wissen. Mann meint das wohl nicht so; ich stimme ihm durchaus bei, soweit er Schlegel auf demselben Weg sieht, den die Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ einschlagen. Noch mehr: Die Vorstufe dieser Briefe, die Abhandlung „Über Anmut und Würde“, nimmt manches unserer Briefstelle vorweg. Sie arbeitet gleichfalls kantisch mit einer Dreiheit und, wie Schlegel Vielheit und Einheit in Allheit gipfeln läßt, so verbindet Schiller in der Schönen Seele die Gegensätze Anmut und Würde. Als Trägerin der „Totalität“ verknüpft auch die Schöne Seele miteinander, was dann bei Schlegel Leben und Kraft heißt.

Doch gegen „Anmut und Würde“ hatte Schlegel viel einzuwenden. Der Brief vom 29. September erweist das; immerhin fügt er hinzu: „Aber wie kann man den großen Mann darin verkennen?“ Ältere Beiträge Schillers zur „Neuen Thalia“ erwähnt er in Briefen an Wilhelm (S. 39, 49 f.) doch wohl zustimmender, obgleich gerade um diese Zeit der persönliche Gegensatz beim ersten Zusammentreffen Schlegels mit Schiller sich übel auswirkte. Was er gegen „Anmut und Würde“ einzuwenden hatte, soll sich gleich offenbaren. Vorher ist noch des kleinen Aufsatzes zu gedenken, der mit der Überschrift „Vom

Ideal" dem Brief vom 13. Oktober angefügt ist und der mit dem Zusatz schließt: „(Fortsetzung folgt.)“. Er ist also nicht weniger abgebrochen als unsere Briefstelle.

„Das Streben nach dem Unerreichbaren, die Liebe zu dem Namenlosen, von denen Du schreibst, das ist gerade das Rechte.“ So beginnt das; immer wieder will Schlegel erweisen, daß Wilhelm Ansichten bekämpfe, die sich tatsächlich mit dessen eigenen Ansichten decken. Dann fügt er kantisch hinzu: „Aber beinahe mußte ich lächeln, wie ich las, daß Du das Unmögliche forderst. Wer die Wahrheit liebt, soll nie wähen, sie zu besitzen; und der, so das Ewige genießt, soll seinen schädlichen Irrtum fahren lassen, daß alles Andre nichts sei.“ Dann wirft Schlegel dem Bruder vor, er nehme den Begriff „Vernunft“ in falschem Sinn. Behaupte er doch daß F. H. Jacobis „Allwill“ alles im Menschen auf Empfänglichkeit zurückführe, während die Seele des Buchs das Ideal und dessen ganzer Inhalt die Vernunft sei. Hatte Wilhelm behauptet, die Vernunft leihe dem Ideal nichts, so erwidert Friedrich, sie leihe ihm weiter nichts, als daß sie es erzeuge. „Denn was ist Vernunft als Vermögen der Ideale? Was ich vorhin... Allheit nannte? und was ist Ideal, als Vernunftbegriff?“ Nun folgen die entscheidenden Worte: „Vernunft ist ja nicht nur ein Teil des Vorstellungsvermögens, sondern auch ein Grundtrieb, der nach dem Ewigen. Der Zusammenhang dieses Triebes mit dem Vermögen, zu begreifen und zu schließen, ist nicht ganz leicht einzusehen, aber doch wahr. Du redest immer nur von dem natürlichen, aber schädlichen Mißbrauch des letzteren.“

Unmittelbar schließt sich an diese Ausführungen an, was in dem Brief vom 17. November steht. Ich setze es noch hierher, um dann den ganzen Zusammenhang überblicken zu können.

Schlegel kann nicht begreifen, daß sein Bruder trotz den Betrachtungen über Allheit, Einheit und Vielheit sagen könne, die Vernunft herrsche in Schillers letztem Werke; es sei vielmehr ausschließlich ein Erzeugnis des Verstandes. „Aber Du nennst nun einmal mit dem gemeinen Sprachgebrauche, Vernunft nur ihren Gebrauch zum Behuf des Verstandes (mittelbare Erkenntnis).“ Das Herz sei mit dem Triebe Vernunft eins; sie seien dasselbe.

Beispiele folgen. F. H. Jacobis Vernunft sei eins mit der feinsten Sinnlichkeit, aber vielleicht nicht ganz mit dem Verstande. Mit Recht sei ihm Einsicht nie das Letzte, nur Mittel. Aber er lasse sich derart von der Empfänglichkeit leiten, daß er an platte Strafe und niederes Vorurteil glaube wie an das Höchste. Wer den edeln Trieb nach deut-